

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 25 (1949-1950)
Heft: 1

Artikel: Stundenhalt : 25 Jahre Schweizer Spiegel
Autor: Huber, Fortunat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1068998>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

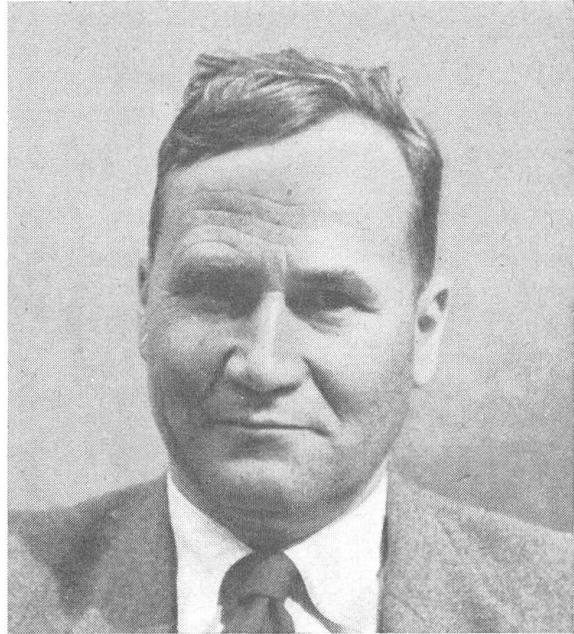
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Stundenhalt

Heute



25 Jahre Schweizer Spiegel



Vor 25 Jahren

Von Fortunat Huber

In der Augustnummer dieses Jahres erschien die Erzählung «Bei den Teichen». Unsere Leser erinnern sich: Es ist die erregende Darstellung eines in der Heimlichkeit eines Verschwörerkreises Halbwüchsiger ausgeheckten rohen Spiels.

Wegen der künstlerischen Fähigkeiten des Erzählers allein hätten wir die Geschichte nicht gedruckt. Aber sie scheint uns an einem kleinen Ereignis eine wichtige Erkenntnis zu veranschaulichen: Wir können den in jedem Menschenherzen schlum-

mernden Keim der Grausamkeit erst überwinden, nachdem er uns an einem eigenen Erlebnis schmerzhaft warnend bewußt geworden ist.

Die Erzählung trug uns Dutzende von Zuschriften des Entsetzens ein. Wir verstehen diese und sahen sie voraus.

In einem der ersten Jahrgänge brachten wir die in unserm literarischen Wettbewerb mit dem ersten Preis ausgezeichnete Erstlingserzählung «Das Kind». Heute ist ihr Autor, Rudolf Graber, der Verfasser der

« Basler Fährengeschichten », ein angesehener Schriftsteller. Damals bezahlten wir die Veröffentlichung mit einem Berg entrüsteter Briefe und 400 Abbestellungen. Wir hatten wohl mit Widerspruch gerechnet. Wir waren nie und sind, so hoffen wir, auch heute nicht so verholzt, um ein eigenes Urteil für das einzig mögliche zu halten. Was uns aber — junge Leute, die wir waren — völlig unvorbereitet traf, war die Hemmungslosigkeit, mit der wir in diesen Briefen als Zerstörer der Familie und Apostel schwüler Sinnlichkeit beschimpft wurden.

Es hat sich in den 25 Jahren, auf die der « Schweizer Spiegel » zurückblicken kann, in der Beziehung zwischen unsern Lesern und unserer Zeitschrift etwas Wesentliches geändert. Das beweist ein Vergleich der Briefe, die uns die Erzählung von Cla Biert und jener, die uns die Novelle von Rudolf Graber eingebracht haben.

Die Auseinandersetzung der Leserinnen und Leser mit unsern Beiträgen — auch mit den kleinsten — ist so lebhaft geblieben wie je. Aber kaum eine Zuschrift auf die Geschichte des jungen Engadiners mutet uns zu, wir hätten diese aus Freude an Roheit gebracht. Unsere Leser trauen uns zu, aus vertretbaren Gründen zu handeln, auch wenn diese für sie undurchsichtig oder unannehmbar sind. Die Mißverständnisse zwischen unsern Lesern und uns sind selten geworden.

Wir kamen uns in den Gründungsjahren unserer Zeitschrift lange nicht so jung vor, wie wir waren. Wir hatten den « Schweizer Spiegel » bei seinem Erscheinen eine « Zeitschrift für jedermann » genannt. Das war ein Ausdruck unserer Jugendlichkeit. Wir überschätzten damals die menschliche Fähigkeit, die Wirklichkeit sehen zu wollen. Inzwischen sind wir alt genug geworden, um zu wissen, wie mächtig die Versuchung ist, in eine Scheinwelt zu fliehen, in der es weder Püffe noch Erschütterungen gibt.

Es ist in der Tat bequemer, Weltprobleme zu wälzen, deren Lösung niemand

von uns erwartet, als uns mit Schwierigkeiten herumzuschlagen, deren Überwindung uns selber zugemutet werden könnte. Es stellt kleinere Anforderungen, uns flüchtig mit Berühmtheiten aller Breiten- und Höhengrade bekanntzumachen, als uns um Menschen zu kümmern, die mit und um uns leben.

Wir standen nach einigen Jahren vor der Entscheidung, den Anspruch, der in unserm Untertitel lag, aufzugeben, oder die Zeitschrift umzugestalten, um diesem zu entsprechen. Unsere Wahl stand allerdings von Anfang an fest. Wir wollten und konnten mit dem « Schweizer Spiegel » nicht die Flucht in das Allgemeine, Unverbindliche oder ins Polemische antreten, das wenige anprangert, um den vielen zu schmeicheln. Das Festhalten an dem, was wir für uns als richtig erkannten, hat uns mit einem Vertrauen der Leser belohnt, das uns fast beschämt.

Unsere Rundfragen behandeln oft recht persönliche Dinge. Wir legen Wert darauf, daß die Antworten allgemeine Redensarten vermeiden und Tatsachen in Einzelheiten wiedergeben. Wenn wir die Eingänge auf diese Rundfragen, von denen den Lesern natürlich nur der aller kleinste Teil unter die Augen kommt, sichten, berührt uns dieses Vertrauen immer neu. Wie falsch das Vorurteil ist, die Schweizer für ein nüchternes, gemütsarmes und leidenschaftsloses Volk zu halten, beweisen uns nicht zuletzt die Antworten auf unsere Rundfragen. Wenn wir heute die Liste unserer Abonnenten durchblättern, sind wir stolz auf die freie Gemeinschaft, die sich um den « Schweizer Spiegel » gebildet hat.

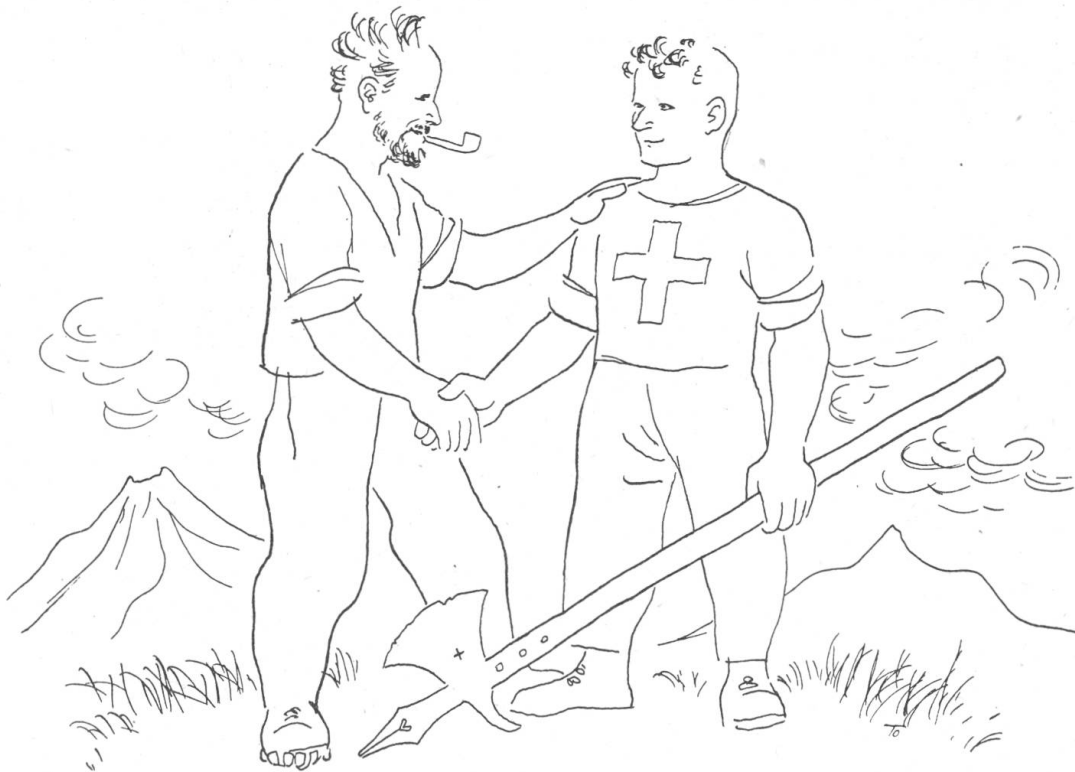
Unser Hauptanliegen bei der Gründung des « Schweizer Spiegels » war, unsere Landsleute als Schweizer untereinander bekanntzumachen. Nicht in ihrer offiziellen Maske oder als Vertreter politischer oder wirtschaftlicher Standpunkte, sondern als Menschen, die in einem bestimmten Wirkungskreis stehen und von diesem aus ihre Umwelt auf ihre besondere Art erleben.

Es kamen in unsern Beiträgen Menschen recht verschiedenen Schlages zur Selbstdarstellung: Financiers und Bettler, schweizerische Gesandte und Gaseinzüger, Berufsspieler und Theologen, Eintänzer und Missionare. Unser besonderer Ehrgeiz ging darauf aus, auch Leute zum Schreiben zu bringen, die nie geschrieben haben oder dann doch nur für Fachkollegen.

Wir haben in den ersten Jahrgängen vor allem Spannungen behandelt, die sich aus dem Zusammenleben einzelner Menschen ergeben. Dazu gehören die Aufsätze von Paul Häberlin «Über die Ehe». Wir haben diese später in Buchform herausgegeben. Es erfüllt uns mit Genugtuung, diesen großen schweizerischen Denker von Anfang an bis heute zu unsern regelmäßigen Mitarbeitern zu zählen. Wir rechnen es uns als Ehre an, auch die bedeutende wissenschaftliche Lebensarbeit dieses Gelehrten durch unsern Verlag der Mit- und Nachwelt zu vermitteln.

Die Ergebnisse einer Rundfrage «Schatten über der Schule» riefen seinerzeit im ganzen Land einem ungewöhnlich starken Echo. Die Antworten wurden vom heutigen Seminardirektor Dr. Willi Schohaus verarbeitet. Das nunmehr vergriffene Buch fand einen Absatz von vielen tausend Exemplaren. Es wurde zum Anlaß der Revision der Schulgesetze verschiedener Kantone.

Unser bewußt schweizerischer Standpunkt wurde in jenen Jahren viel belächelt. Man hielt damals dafür, es könne wohl von einer schweizerischen Politik, nicht aber von einem schweizerischen Geistesleben geredet werden. Uns war gerade vom Ausland aus klar geworden, wie unerlässlich für eine fruchtbare Pflege des Geisteslebens die lebendige Beziehung zur Kultur des eigenen Landes ist. Freilich verstehen wir unter Kultur nicht ausschließlich die Schaffung oder gar bloß die kritische oder genießerische Auseinandersetzung mit Spitzenleistungen, etwa der Literatur, der Ma-



Glückwunschzeichnung unseres Mitarbeiters Hans Tomamichel zum Jubiläum

lerei, der Architektur, der Musik. Uns bedeutet Kultur der immer neu ansetzende Versuch, die chaotische Erscheinung der Wirklichkeit unserm Glauben an den Sinn des Lebens gemäß zu formen. Dieser Versuch umfaßt alle Handlungen unseres Lebens, ob diese nun der Selbstentfaltung oder der Gestaltung der Umwelt gelten. Alle unsere Handlungen sind kulturell belangvoll, ob sie die Erziehung, die Beziehung der Geschlechter und Generationen, unsere Geselligkeit, unser Essen, Schlafen und Wohnen betreffen.

Es war uns von der ersten Nummer an und ist uns noch heute eine Herzensangelegenheit, für eine Kulturauffassung einzustehen, die das Alltagsleben jedes einzelnen mit einbezieht.

Kultur, die vom Alltagsleben des einzelnen abgesondert wird, ist eine schillernde Seifenblase. Sie muß bei der Berührung mit der Wirklichkeit platzen. Eine vom Leben abgespaltene Kultur ist ein Leichnam, dessen Verwesung die liebevollsten und geistreichsten Bemühungen von Spezialisten nicht verhindern können.

Die Kluft zwischen Kultur und Leben hat sich fürchterlich gerächt. So war die Aussperrung der Politik aus dem Bereiche der Kultur (man hat diese damals auch unserm Volk angelegentlich empfohlen) hauptmitverantwortlich für die Schrecken des Weltkrieges.

In engem Zusammenhang mit dem zu engen Begriff der Kultur steht jener falsche Bildungsbegriff, der die Bildung vom einzelnen Menschen loslöst, und in seiner ärgsten Entartung unter Bildung nur noch die Fähigkeit bedeutet, über Dinge, die man nicht versteht, reden zu können, ohne sich in den ersten drei Sätzen bloßzustellen. Echte Bildung errichtet keine gesellschaftlichen Schranken. Ihr Ziel ist die Entwicklung und Entfaltung des einzelnen Menschen zu jener Form, die ihn, seinem Wesen gemäß, an jenen Ort stellt, wo er am fruchtbarsten für sich und die Gemeinschaft wirken kann. Es gibt nicht zwei Menschen, für welche die gleiche Bildung die wahre Bildung sein kann.

Wir bestreben uns im «Schweizer Spiegel», einzelne Menschen auf ihrem Gebiet auf ihre Weise zum Wort kommen zu lassen. Das ist unser Beitrag im Kampf gegen die Vermassung. Wir halten jede Abwehr gegen die Vermassung, welche die Hilfe anderswo als in der Förderung der einzelnen menschlichen Persönlichkeit sucht, für notwendig aussichtslos.

Unsere regelmäßigen Leser wird es nicht überraschen, daß wir mit zu jenen gehören, welche in der Religion Ursprung, Sinn und Ziel jeder kulturellen Bemühung sehen.

Als anfangs der dreißiger Jahre die Giftnebelchwaden des Nationalsozialismus auch diesseits unserer Grenzen lebensgefährlich wurden, stellten wir den «Schweizer Spiegel» immer ausschließlicher in den Dienst der geistigen Landesverteidigung. Wir wurden damals viel verhöhnt. Man rümpfte die Nase. Man lud uns verbindlich, grob und sackgrob ein, doch endlich einmal aufzuhören, die Kuhglocken zu läuten. Sogar auf der Straße und in der Straßenbahn wurden wir angepöbelt. Am unverschämtesten verhöhnten den Begriff der geistigen Landesverteidigung und uns jene Leute, deren Namen wir zehn Jahre später anlässlich der Landesverräterprozesse wieder hörten.

Das Buch von Langhoff «Die Moorsoldaten», der erste Tatsachenbericht über die deutschen Konzentrationslager, wurde auf unsern Büros in die Maschine getippt. Da wir den Verfasser nicht genügend kannten, um seine Berichte unüberprüft als vertrauenswürdig annehmen zu können, suchten wir nach andern Flüchtlingen aus dem gleichen Konzentrationslager. Wir fanden schließlich einen solchen in Paris. Wir ließen ihn in die Schweiz kommen und prüften alle Aussagen des Autors nach. Erst als wir auch noch durch einen dritten Flüchtling die Behauptungen Langhoffs bestätigt fanden, gaben wir das Buch heraus. Es wurde zu einem Welterfolg. Wir glauben, mit die-

sem Werk unsern Teil zur Aufklärung der schweizerischen und der Weltöffentlichkeit über das wahre Gesicht des Nationalsozialismus beigetragen zu haben.

Für uns hatte die Verlegung dieses Buches allerdings die Folge, daß der für jeden Schweizer Verlag wichtige Absatz nach Deutschland von einem Tag auf den andern gestoppt wurde.

Wenige Jahre früher hatten wir ein Buch « Abschied von Sowjetrußland » herausgegeben, das die Bekenntnisse eines bekehrten Rußlandfahrers wiedergab. Es blieb leider völlig unbeachtet.

Die Entwicklung unseres Buchverlages erfolgte in lebendigem Zusammenhang mit der Zeitschrift. Folgende Bücher fanden die größte Verbreitung:

Haushalten in der Kriegszeit, von <i>Helen Guggenbühl</i>	222 000 Ex.
Standhaft und getreu, von <i>O. Bauhofer, K. Jäggi, G. Thürer</i>	108 000 Ex.
Wir wollen frei sein, von <i>A. Guggenbühl</i> und <i>G. Thürer</i>	40 100 Ex.
Die Moorsoldaten, von <i>Wolfgang Langhoff</i>	31 000 Ex.
Der schweizerische Knigge, von <i>Vincenz Caviezel</i> (Adolf Guggenbühl)	27 000 Ex.
Das Réduit, von <i>Louis Couchepin</i>	20 100 Ex.
Hans und Fritz in Argentinien, von <i>Max Schreck</i>	17 000 Ex.

Wir wollen nicht behaupten, daß diese Bücher unsere bedeutendsten Verlagserscheinungen sind. Im Rahmen unserer Bemühungen um die vernachlässigten ästhetischen Lebenswerte entstand das Buch von Peter Meyer « Schweizerische Stilkunde ». Diesem folgte die « Europäische Kunstgeschichte », deren abschließender zweiter Band letztes Jahr erschien. Es hat sich bereits heute als ein Standardwerk von europäischer Bedeutung durchgesetzt. Das Bilderbuch « Schellenursli » von Alois Carigiet und Selina Chönz fand im In- und Ausland begeisterte Freunde. Wir erinnern uns noch gut, wie bei Erscheinen der ersten Titelblätter von Alois Carigiet uns von ver-

schiedenen Seiten geschrieben wurde, solche primitive Schmierereien brächte jeder Zwölfjährige fertig.

Kurz vor dem Kriege erhielten wir den Besuch eines deutschen Herrn. Er äußerte sich über den « Schweizer Spiegel » höchst schmeichelhaft. Er schätzte, wie er betonte, vor allem die echt schweizerische Eigenart dieser Publikation. Gerade eine so charaktervolle Zeitschrift, erklärte er, sei auch für Deutschland wichtig. Als wir Zweifel äußerten, ob unsere redaktionelle Haltung die Billigung der zuständigen deutschen Pressestellen finden könnte, lächelte der Herr nur verbindlich. Er meinte, es würde sich bestimmt ein Weg finden, um unsere Meinungen zu vertreten und dennoch den deutschen Belangen gerecht zu werden; er sei in der Lage, uns den monatlichen Absatz von 100 000 Exemplaren des « Schweizer Spiegels » in Deutschland zu garantieren. Auf unsere Frage, wie er sich die Bezahlung trotz der deutschen Devisenbewirtschaftung vorstelle, versicherte er uns, dafür einen legalen Weg zu finden. Erst ganz am Schluß unserer Unterredung rückte er mit der Bedingung heraus, in jeder Nummer vier Seiten des « Schweizer Spiegels » einem seiner deutschen Mitarbeiter zur Verfügung zu stellen. Das, erklärte er, sei nur nötig, um unsere Zeitschrift auch für die deutsche Leserschaft schmackhaft zu machen. Er verpflichtete sich klar, sich in die redaktionelle Führung der Zeitschrift nicht einzumischen. Wir versprachen dem Herrn, das Angebot zu überdenken und ihm in vier Tagen unsere Offerte zu überreichen. Wir setzten dann auch gleich den Zeitpunkt der nächsten Zusammenkunft fest.

Nun, wir waren natürlich nicht so einfältig, den Pferdefuß dieses Angebotes zu übersehen. Aber wir hielten es für richtig, bevor wir die Polizei von der Tätigkeit dieses Agenten benachrichtigten, die Verhandlungen etwas weiterzutreiben. Wir versprachen uns einen für unsere Leser und

auch noch für andere Leute recht aufschlußreichen Artikel. Er wäre unter den Dutzenden von Beiträgen, die wir in Angriff nahmen, ohne sie schließlich unsern Lesern vorsetzen zu können, bestimmt der sensationellste gewesen.

Für unsere zweite Unterredung hatten wir im Empfangszimmer einen unsichtbaren Zeugen untergebracht. Ihm oblag die Aufgabe, diese stenographisch niederzulegen und außerdem in einem bestimmten Zeitpunkt eine photographische Aufnahme zu machen. Zunächst klappte alles vorzüglich, dann geschah ein Mißgeschick. Unser unsichtbarer Zeuge wurde hörbar. Der deutsche Agent geriet in Unruhe und verließ uns bald überstürzt. Wir haben ihn nie mehr gesehen.

Während der Kriegsjahre hielten wir es für wichtig, immer wieder Tatsachenberichte von Widerstandskämpfern in den von Hitler besetzten Ländern zu bringen. Wir befolgten dabei den Grundsatz, nur Berichte zu veröffentlichen, deren Verfasser wir entweder persönlich kennenlernen konnten, oder deren Glaubwürdigkeit uns durch zuverlässige Leute verbürgt war. Wir kamen damals mit vielen Menschen zusammen, die alles, außer dem Leben, verloren hatten und auch innerhalb unserer Grenzen unsichtbar bleiben mußten, wenn sie nicht ihre Bewegungsfreiheit verlieren wollten. Wir erhielten über die grauenhaften Geschehnisse in Auschwitz Kenntnis, lange bevor sie die entsetzte Weltöffentlichkeit erfuhr. Aber uns fehlte die Möglichkeit, diese auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen.

Das Schweizervolk ist aus den Erschütterungen der Kriegsjahre und den gemeinsamen Anstrengungen, den drohenden Gefahren geistig, wirtschaftlich und militärisch zu begegnen, geeinigt und gefestigt hervorgegangen. Für den, der als Soldat die Grenzbesetzung während des Ersten und des Zweiten Weltkrieges mitgemacht hat und Vergleiche zieht, besteht kein Zweifel, daß in der Verbundenheit aller Volksschichten und Altersklassen

große Fortschritte erzielt wurden. Wir haben diesen Gedanken auch einmal in unserer «Seite der Herausgeber» behandelt. Er wurde vom kommunistischen «Vorwärts» unter der Rubrik «Größte Dummheiten der Woche» nachgedruckt. Eine Liebenswürdige, die uns so kühl läßt wie seinerzeit die Drohungen von seiten der Frontleute.

Die Anstrengungen für unsere geistige Selbstbehauptung müssen fortgeführt werden. Unsere Demokratie hat mit jener der «Volksdemokratien» nichts zu tun. Sie unterscheidet sich aber auch von dem, was man in Frankreich, England oder auch Amerika unter Demokratie versteht. Für die Schweiz ist die Demokratie keine Maschinerie, die man zu einem bestimmten Zeitpunkt willkürlich in Betrieb setzen oder gar einem andern Volk einrichten kann wie ein neues Buchhaltungssystem. Das Eintreten für unsere Demokratie ist für uns nicht die Ausrichtung auf eine bestimmte Ideologie, sondern ganz einfach das Festhalten am Recht, für uns jene Lebensformen zu entwickeln, in denen wir allein unserm Wesen gemäß leben können.

Wir haben kürzlich mit einer amerikanischen Persönlichkeit gesprochen, die uns erklärte, es sei für die Schweiz höchste Zeit, ihre Zurückhaltung gegenüber den neuen internationalen Vereinigungen für ein geeinigtes Europa aufzugeben. Wir könnten sonst auf ein Nebengeleise geraten und den Anschluß verpassen. Wir erwiderten, von dieser Sorge um den verpaßten Anschluß erst vor wenigen Jahren schon einmal gehört zu haben. Allerdings von einer andern Seite.

Kaum ein Volk wird alle Einrichtungen, die wirklich der friedlichen Zusammenarbeit der Völker dienen, so freudig und einmütig begrüßen, wie das unsere. Aber wir müssen das Vertrauen haben können, daß nicht neue Machtzusammenballungen die ihnen ausgelieferten Rechte bei irgendeinem zukünftigen Führungswechsel zuungunsten der Kleinen mißbrauchen.

Wenige Tage nach Erscheinen der ersten Nummer des «Schweizer Spiegels» prophezeite uns ein damals bekannter Zeitschriftenverleger mit der rauhen Offenheit, die gelegentlich ältere Leute jüngern gegenüber für angebracht halten:

«Ihre Zeitschrift ist eine Totgeburt, es sei denn, daß Sie reiche Gönner haben, die diese dauernd subventionieren, oder wenn Sie diese als Liebhaberei wie einen Rennstall betreiben wollen. Zeitschriften hält man heute nicht mehr, um sie zu lesen. Man abonniert sie wegen einer Versicherung, oder um an einem Wettbewerb einen Kinderwagen, ein Radio oder eine Aussteuer zu gewinnen. Ihre Zeitschrift ist ein Ideenblatt. Sie mögen diese so unterhaltend gestalten wie Sie wollen; für Ihre Ideen wird sich kein Mensch interessieren.»

Wenn wir damals gewußt hätten, was wir heute wissen, so würde uns dieser Anspruch mehr beeindruckt haben, als er es tatsächlich tat. Immerhin hat die Erfahrung nicht dem alten Pessimisten und Menschenverächter recht gegeben. Das verdanken wir unsern Lesern von damals und heute. Wir fühlen uns aber auch unsern Inserenten gegenüber zu Dank verpflichtet. Vor allem in den ersten Jahren wurden uns oft die vielen Inserate und besonders ihre Einrückung im Textteil vorgehalten. Wir haben uns die Mühe genommen, jede einzelne Zuschrift mit dem Hinweis zu beantworten, daß das Wachsen einer Zeitschrift vom Wachsen des Inseratenteils mitabhängt und es nur billig ist, den Inserenten für Ihr gutes Geld einen guten Gegenwert zu bieten.

Wir blättern selten in unsern alten Jahrgängen. Uns beschäftigt, wenn wir nicht gerade das 25-Jahr-Jubiläum feiern, die Gegenwart und die Zukunft mehr als die Vergangenheit. Aber bei der Vorbereitung für diese Jubiläumsnummer stellten wir unter anderm auch mit Genugtuung fest, daß von den Unternehmungen, die dem «Schweizer Spiegel» als Inserenten regelmäßig ihr Vertrauen schenken, alle heute noch gedeihen.

Als junge Leute meinten wir, unsere eigene Zeitschrift allein nach unserm Willen lenken zu können. Aber eine Zeitschrift verselbständigt sich mit den Jahren auf eine geheimnisvolle Weise. Sie führt ein Leben, das nicht mehr ganz von den Gründern und Leitern abhängig ist. Die Vorstellungen und Ansprüche, die sich im Laufe der Jahre von seiten der Leser um eine Zeitschrift ranken, bestimmen jene mit, die sie gestalten. Die Tradition bedeutet auch für die Herausgeber einer Zeitschrift eine Macht. Wir fürchten jedoch die Gefahr, in dieser zu erstarren, nicht. Wir sind uns bewußt, daß, hier wie überall, Tradition nur solange und nur insofern wertvoll ist, als diese richtungweisend auf die Gegenwart und die Zukunft wirkt.

Zu den Posteingängen jeder Zeitschrift gehören die anonymen Briefe. Seit bald 25 Jahren bekamen wir fast allmonatlich von einem Unbekannten Schmähbriefe zugestellt. Bald beschränkten sie sich auf den bündigen Ausruf: «Idioten!», bald kommentierten sie aus dem «Schweizer Spiegel» herausgerissene Seiten mit Beschimpfungen. Es erreichten uns von dem gleichen anonymen Verfasser auch schon Ansichtskarten und eingeschriebene Briefe. So verschieden die Anwürfe waren, die wir von diesem offenbar eifrigen Leser des «Schweizer Spiegels» einstecken mußten, an irgendeiner Stelle gipfelten sie immer im gleichen Wunsch: «Macht endlich Schluß!»

Nun bleiben diese Zuschriften seit Monaten aus. Das erfüllt uns geradezu mit einer gewissen Wehmut. Wieviel Zeit, wieviel Papier und wieviel Porto hat unser anonymen Gegner unsertwegen verbraucht! Was mag mit ihm geschehen sein? Ob er sich bekehrt hat oder in jene Gefilde abberufen wurde, in denen geistige Auseinandersetzungen vermutlich nicht mit anonymen Briefen erfolgen? So oder so, seinen Herzenswunsch, Schluß zu machen, können wir ihm nicht erfüllen. Wir werden weiterfahren, im «Schweizer Spiegel» auf unsere Weise für die Würde des einzelnen Menschen einzutreten, an der alles, was Menschenantlitz trägt, teil hat.